

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 10 (1969)
Heft: 25

Artikel: Gegen die Verleumdung der Verbrauchergesellschaft
Autor: Moulin, Léo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gegen die Verleumdung der Verbrauchergesellschaft

Von Léo Moulin

In mancher Hinsicht sieht die Zukunft der zwischenmenschlichen Beziehungen in der Gesellschaft von morgen recht düster aus. Wird es in der technokratischen, nivellierten, vermassten, automatisierten und doch so grundlegend und unbändig individualistischen, in der technischen und wissenschaftlichen Gesellschaft, auf die wir zusteuern, überhaupt noch zwischenmenschliche Beziehungen geben — ich verstehe zwischenmenschlich dabei im vollsten Sinne des Wortes, d. h. von Mensch zu Mensch, vom Menschen, der hundertprozentig Mensch ist, zu den anderen Menschen, seinen Brüdern, die den gleichen Grad an Selbstverwirklichung erreicht haben wie er? Wird es sie geben in der Konsumgesellschaft, die uns bereits mit ihrem Blendwerk umgibt? In dieser Gesellschaft des Wohlstandes, der Freizeit und der sozialen Sicherheit, die vor unseren Augen, mit uns, durch uns und gegen uns heranreift?

Viele zweifeln daran, und zu Recht. Ich für meinen Teil möchte nicht das Gegenteil dieser pessimistischen Thesen vertreten, die in Frankreich oder sonstwo in so vielen Büchern und Filmen florieren — denn es hiesse den wahren Gehalt dieses Pessimismus leichtsinnig verkennen —, aber doch zumindest versuchen, die latenten und sehr oft bereits ausgeprägten menschlichen Werte, die diese Gesellschaft in sich birgt, herauszustellen und hervorzuheben. Es sind dies keine Werte, die als Ueberbleibsel der verflossenen Jahrhunderte auf irgendeine unverständliche Art und Weise überlebt haben und nur von kurzer Dauer sind, sondern Werte, die dem Wesen der Gesellschaft, auf der so viel Unheil lastet, verhaftet sind.

Es gehört beispielsweise zum guten Ton, die derzeitige Freizeitgestaltung der Menschen zu verurteilen; auch ich bin enttäuscht davon. Die

Autofetischisten, die Fernseh- oder Bridgebesessenen, die Fanatiker des Landhauses sind nicht meine Freunde. Aber was war die Freizeit seit eh und je? Das mindeste, was man sagen darf, ist, dass sie meistens von einer dumpfen Langeweile umweht und für den Mann oft von den unwürdigsten Ausschweifungen gekennzeichnet war. Die Frau hatte kaum Zugang zu ihr. Wohlverstanden: der Mann und die Frau aus dem Volk, wie man damals sagte. Sie bildeten den weitaus grössten Teil der Gesamtbevölkerung. Heute stellen Fernsehen, Kino, Rundfunk, Zeitung, Reisen und Freizeit herrliche Instrumente der Selbstentfaltung dar, durch die alle plötzlich Welten, Werte und Emotionen entdecken, deren Existenz sie nicht einmal ahnten oder deren Existenzberechtigung sie bestritten, wenn sie eine Ahnung davon hatten.

Man beklagt sich über das Auseinanderbrechen der Kernfamilie, und es stimmt, dass die Umwälzungen, die sie zurzeit erfährt, traumatisierend sind und immer neue Probleme stellen. War es aber nicht ähnlich, als die patriarchalische Familie verschwand, und fand man damals bessere Lösungen? Wir werden unsere Probleme ebenso lösen. Genauso schlecht. Genauso gut. Weil das Leben weitergeht. Weil keine Gesellschaft auf Sand aufbauen kann. Und gerade weil die kollektiven Kommunikationsmittel, die berühmten Massenmedien der amerikanischen Soziologen, der Familie helfen, wieder ein einheitliches, erlebtes und lebendiges Ganzes zu bilden. Und nicht nur die Familie: die ganze Gesellschaft nimmt ihrerseits teil an diesem Wiederaufbau auf neuen kulturellen Gemeinschaftsfundamenten.

Früher und heute

Man wird mir entgegenhalten, dass man sehr wenig von den Leuten erwarten muss, um sich mit so wenigem zufriedenzugeben; ich gestehe es ein. Aber, noch einmal, woraus bestanden die Abende vor nicht allzulanger Zeit? Wovon sprachen diese Eheleute, die, da sie nichts zu sagen wussten, sich nichts mehr zu sagen hatten? Welche kulturellen Berührungspunkte gab es zwischen den Herrschenden und den Beherrschten? Heute sind es ihrer unendlich viele, weil die kulturellen Diskrepanzen sich verringert haben, ohne dabei eine merkliche Senkung der Durchschnittslinie der verschiedenen Niveaus zu bewirken. Künftig haben, von einigen vereinzelt Gruppchen echt kultivierter Individuen abgesehen, deren Zahl zweifelsohne ständig abnimmt, alle Menschen ein gleiches «kulturelles» Niveau, wenn man das Wort Kultur auf das verworrene und undifferenzierte Magma anwenden darf, das sie im Kopf haben, das aber an sich einen Fortschritt darstellt. Denn wir müssen uns davor hüten, uns von der Familie und der Kultur von früher eine übertrieben idyllische Vorstellung zu machen, die genauso falsch ist wie die, in der Jean-Jacques Rousseau schwelgte, als er an den «bon Sauvage» dachte.

Ebenso scheint mir die Aktivseite des Autos die Passivseite im Endeffekt bei weitem zu überstei-

gen. Nun, wird man mir sagen, Sie gehen über die unerhörten Opfer hinweg, die einige bringen, um auf Kosten ihrer Kultur, oft auch ihrer Gesundheit, in den Besitz dieses Aushängeschildes sozialen Prestiges zu gelangen. Sie verschweigen die Entfesselung der Bestialität, die das Machtgefühl, das es verleiht, auslöst, wie auch die Unfälle und die Toten. Ebenso sprechen Sie, um nicht über Gebühr zu dramatisieren, nicht von dem wahnwitzigen Wettlauf durch zehn Länder und hundert Kirchen, den man Tourismus nennt.

Selbstverständlich weiss ich das alles und bedauere ich es. Doch bin ich nach reiflicher Ueberlegung der Ansicht, dass diese Situation trotz ihres bedauerungswürdigen Charakters schliesslich doch besser ist als die vorausgegangene. Denn so wenig sie auch im Laufe ihrer sinnlosen Irrfahrten von der Welt kennenlernen, so entdecken die Menschen von heute doch wenigstens, dass es eine Welt gibt, die nicht die ihre ist und die trotzdem ihren Beitrag zum Werk des Menschen geleistet hat. Sie lernen den Anderen kennen durch die für sie befremdenden Geschmacksrichtungen seiner Küche, durch die niemals gehörten Laute seiner Musik, durch die grellbunte Zusammensetzung seiner Farben. Natürlich nicht alle: hat man schon jemals erlebt, dass die Menschheit im Gleichschritt ging? Aber selbst wenn nur eine Handvoll dieser neuen Reisenden die Freuden des Unbekannten geniessen würden, so wäre das bereits ein Fortschritt.

Im übrigen ist eine Handvoll von diesen Millionen Zugvögeln, die künftig jedes Jahr der Sonne oder dem Schnee entgegenfliegen, keineswegs so unbedeutend. Und ihre Kinder werden besser gerüstet sein, um sich die Welt zu erschliessen, wie man es tun sollte, d. h. ihre Grenzen zu kennen wie Goethe oder Montaigne. Wieviel Menschen dieses Formats gab es früher in Wirklichkeit, selbst in den privilegierten Klassen? Haben der Adel des 18. und das Bürgertum des letzten Jahrhunderts ihre Freizeit immer sinnvoll ausgenutzt? Sehen wir davon ab! Warum sollten wir dann mehr erwarten von einer Menschengruppe, die viel weniger darauf vorbereitet ist, eine ungewohnte Freizeit zu geniessen, und die viel mehr von der Seichtheit der populärwissenschaftlichen Darstellungsweise beeinflusst wird?

Wählerisch

Man fragt mich: was lesen diese Menschen, seit sie lesen lernten? Was sehen sie, seit die herrlichen Flimmerkisten ihren Einzug hielten? Wie verhalten sie sich, seit Propaganda und Werbung sie von Tag zu Tag mehr manipulieren?

Was mich anbetrifft, so fasziniert es den Soziologen, der ich recht und schlecht und eher schlecht als recht zu sein versuche, zu beobachten, in welchem Masse diese Menschen, die beim Anblick des Fernsehens oder des Autos noch runde Augen machen wie bei der Weihnachtsbescherung, bereits beginnen zu wählen, abzuwägen und zu verstehen, was schön ist und was, in ihrem wortarmen Jargon ausgedrückt, «blöd» ist. Trotz aller Behauptungen der Zensoren finden nicht die mittelmässigsten Rubriken zwangsläufig den grössten Anklang; die Ausstellungen sind nicht verödet, die Taschenbücher werden gekauft, um gelesen, und die Schallplatten, um gehört zu werden. Es gibt genug Zahlenmaterial, um es zu beweisen. Und das alles, weil unsere Gesellschaft ständig neue kulturelle Absatzmärkte schafft, ebenso wie die finanziell er-

Léo Moulin

In Brüssel 1906 geboren, war Léo Moulin nach Studien an den Universitäten von Bologna und Brüssel, wo er zum Doktor der Philosophie und Literatur promovierte und ausserdem ein Diplom für politische Wissenschaften erwarb, von 1929 bis 1946 als Geschichtspräsident tätig. Zurzeit liest er über Soziologie am Europakollegium in Brügge und arbeitet ausserdem in der wirtschaftlichen Studienabteilung der belgischen Sparkasse. Als Chefredaktor zeichnet er ferner für die Zeitschrift «Res Publica» des belgischen Instituts für Politische Wissenschaften verantwortlich. Seine wichtigsten Veröffentlichungen sind «Die Formen der lokalen und provinziellen Regierung in den religiösen Orden» (1956) und die «Lebendige Welt der Ordensbrüder» (1964), sowie eine «Geschichte der Neuzeit» (1941). Zurzeit widmet er sich vor allem den soziologischen Problemen der Verbrauchergesellschaft.

schwinglichen Mittel, sie zu erschliessen. Natürlich kann die Werbung sich negativ auswirken. Aber in erster Linie ist sie das Zeichen unserer Freiheit, und nicht nur der wirtschaftlichen Freiheit. Ausserdem behaupte ich, dass sie eine viel geringere Tiefenwirkung hat, als man sie ihr im allgemeinen zuschreibt. Zwar ist der Einfluss der Frauenzeitschriften Tatsache und besteht Berechtigung, gegen das Bild von der Frau, das sie der Frau von 1968 vorgaukeln — und das entwürdigend ist — aufzubegehren. Aber entwürdigend wem gegenüber, wenn nicht wieder einmal mehr der «rousseauistischen» Vorstellung, die man sich allzuoft von der Frau macht. Ist es ausserdem so schlimm, wenn die Frauen ein «Vorbild» vor Augen haben? Sie kopieren dieses und lassen jenes unbeachtet und geben sich keinen Illusionen hin (denn sie wissen sehr wohl, dass, wenn es eine Salbe gäbe, die ewig jung erhält, die reichen Frauen nie altern würden). Aber wenigstens bewahren sie ihre Entschlossenheit, sich zu wehren, jung, elegant, begehrenswert, persönlichkeitsbewusst zu scheinen, solange es «die Jahre, die nicht spurlos an einem vorübergehen», erlauben, und selbst dann...

Reiner Paganismus, wird man mir vorwerfen, mit allem, was dieser Begriff an sehr konkreten Gefahren und Herabwürdigungen in sich birgt. Aber wir leben zunächst einmal, nolens volens, in einer tiefgehend, grundlegend säkularisierten Gesellschaft, die aus diesem Grund dazu neigt, gewisse physische Werte, wie Schönheit, Jugend und sexuelle Anreize, überzubewerten. Ausserdem ist es gut, wenn auf die übrigens scheinheilige Periode der Vergeistigung, die das Ende des 19. Jahrhunderts kennzeichnete, eine Epoche folgt, in der die Rechte und Freuden des Körpers bestätigt werden. (Der Fehler besteht nur darin, dass man sie nicht nur bestätigt, sondern dass man sie ausschliesslich bestätigt oder über alles stellt.) Im Gesamtergebnis scheinen die (dank, einmal mehr, der modernen Technik) gut aufgemachten und preisgünstigen Frauenzeitschriften mir also eine Aktivseite aufzuzeigen, welche die allerdings schwer belastete Passivseite um ein beträchtliches übersteigt. Aber hatte die Mädchen-erziehung früher keine negative Seite? Und war die Vorstellung, die die Frau, die nach ihrer ersten Niederkunft kapitulierte, sich von sich selbst machte, so löblich?

Das gleiche trifft meiner Ansicht nach zu für die Küche und die Ernährungspraktiken des Jahres 2000. Auch hier spielen sich die Zensoren unserer Gesellschaft gerne zu grollenden Jupiters auf. Keine natürlichen Produkte mehr! Konserven! Plankton und Algen! Fresorestaurants! Nach Kalorien und Vitaminen berechnete Menüs! Fazit: Fluch über diese Gesellschaft, die die althergebrachten Geschmacksrichtungen, die rustikale Echtheit und die kulinarischen Raffinessen den traurigen Bedürfnissen der Serienproduktion opfert.

Darauf möchte ich zunächst antworten, dass diese Produktionsform unsere einzige Chance ist, die ungeheuren Menschenmassen, die zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte die Erde bevölkern, zu ernähren. Dann sind die neuen küchentechnischen Methoden — Konserven, Halbfertigerichte, Tiefkühlprodukte usw. — zusammen mit der Verbesserung des Hausrats die einzigen Mittel, um die Frau aus einer jahrtausendalten Versklavung zu befreien.

Ganz abgesehen davon, dass der Glaube, das Prinzip der Konservierung widersetzte sich der ho-

hen Kunst der Gastronomie, ein altererbtes Vorurteil ist. In dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, spielt ein neckischer Zufall mir einen Artikel von M. Bertin-Roulléau zu mit dem Titel: Ein industrielles Nahrungsmittel kann Anspruch darauf erheben, ein gastronomisches Produkt zu sein, in dem der Verfasser feststellt, dass selbst für ein so schlichtes Produkt wie Senf, den schon die Römer kannten, der Fortschritt in den Herstellungsverfahren während der letzten zwanzig Jahre so gross sei, «dass es unbestreitbar ist, dass das industrielle Produkt, das dem Verbraucher heute geboten wird, unendlich gesünder und natürlicher ist» als das früher verkaufte. Schliesslich braucht man nur zu sehen, wie die Abteilung «Backwaren» der grossen europäischen Kaufhäuser täglich fünfzig oder mehr Brotsorten, lokales und regionales, Bauern- und feineres, tschechisches, deutsches, jüdisches oder Wiener Brot anbietet, um sich davon zu überzeugen, dass eine Gesellschaft wie die unsrige es ermöglicht, der traurigen Monotonie des gebleichten Weissbrots zu enttrinnen.

Es sieht so aus, als klammere ich mich an Banalitäten fest und als verlöre ich das Thema des vorliegenden Artikels aus dem Auge. Keineswegs. In Wirklichkeit scheint mir gerade der prosaische, alltägliche und banale Charakter einer Ueberlegung über die Ernährungspraktiken seine Ergiebigkeit zu sichern. Wie? Hier liegt eine Reihe von Fakten vor uns, die wir alle und jeder einzelne von uns wahrnehmen können, und die logische Schlussfolgerung daraus ist eine Art begrenzten Vertrauens in die Technik, die es dem Menschen ermöglicht, zu essen und gut zu essen. Und als Antwort darauf machen unsere Intellektuellen ein saures Gesicht und spielen Duhamel in den Schlachthöfen Chicagos oder die Herren Homais und Prodhomme, die gemeinsam eine Ausstellung der Maja-Kunst besuchen. Und, Gipfel des Paradoxes, diese grossen Anhänger Descartes' prangern die in ihren Augen unzähligen Missetaten unserer technischen Zivilisation an, wobei sie, in einem erleuchteten und eheizten Zimmer geborgen, sich der herrlichsten technischen Produkte dieser Gesellschaft bedienen, nämlich Buchdruckerkunst, Rundfunk, Bild, Diktaphon und einige andere ejusdem farinae.

«Ich lasse mich etwas zu sehr mitreissen», bemerkt sehr richtig der Fabeldichter. Wenden wir uns also wieder unserer Ueberlegung zu: den zwischenmenschlichen Beziehungen in der Welt von morgen. Dass sie in gewisser Weise von dem revolutionären Wandel, den unsere Gesellschaft heute erlebt, gefährdet sind, wer wollte es leugnen? Dass der nivellierte, manipulierte und (wie man sagt) «propagandisierte» Mensch von heute Gefahr läuft, von der Charybdis der existentiellen Einsamkeit in die Scylla der primitivsten Gemeinschaftsformen wie Faschismus, Nationalismus und Kommunismus zu verfallen, ist offensichtlich. Dass er, von den Gadgets überschwemmt, immer mehr den Sinn für und die Freude an den inneren Werten einbüsst und Gefahr läuft, seine Seele oder was ihr statthält zu verlieren, kann schwerlich bestritten werden.

Man möge daher die Güte besitzen, mich für fähig zu halten, die echte Realität von heute in ihrer ganzen, sehr aggressiven Vulgarität, in ihrem Hang zum Unmenschlichen und zur Entmenschlichung zu erkennen: illusionslos, wenn nicht sogar hoffnungslos.

Revolutionäre

Nach dieser Feststellung möchte ich mich von denen distanzieren, die, nachdem sie die gleichen Phänomene beobachtet haben wie ich, sich ermächtigt glauben, unsere Gesellschaft, in diesem Fall Konsumgesellschaft genannt, endgültig und unwiderruflich zu verurteilen, und zwar aus folgenden Gründen.

Zunächst einmal muss man eine sehr idyllische, das heisst falsche Vorstellung von den Gesellschaften der Vergangenheit haben, um zu glauben, die unsere besitze das Monopol der Unordnung und der Unruhen. In einem seiner grossartigsten Werke unterstreicht der französische Historiker Marc Bloch an verschiedenen Stellen die aussergewöhnliche Geisteslabilität, die panischen Schrecken, die Verzweiflungskrisen, das unüberlegte Handeln, die «Ohnmachtsanfälle» dieser Menschen der Feudalzeit, die uns auf den ersten Blick kerngesund zu sein schienen. Wir zittern vor dem Krebs; sie hatten kaum Gelegenheit dazu, da sie in der Ueberzahl der Fälle zu einem vorzeitigen Tod bestimmt waren. Wir



Alternativsymbole zur Konsumgesellschaft. Ho Chi Minh oder Rosa Luxemburg, deren Forderung nach Freiheit für den Andersdenkenden allerdings nirgends verwirklicht ist ausser in der westlichen Konsumgesellschaft.

prangern das ungeheure Blutbad der Autobahnen an; sie erlebten tagtäglich Stunden des Todes und des Mords.

Das ist die erste Antwort, die man den Verleumdern unserer Zeit geben muss: alles in allem ist sie nicht besser und nicht schlechter als die Vergangenheit.

Meine zweite Antwort kann wie folgt zusammengefasst werden: was immer wir tun, denken oder schreiben, wir sind in einem revolutionären Prozess begriffen — dem des Anbruchs der ersten technischen und wissenschaftlichen Zivilisation —, im Vergleich zu dem alle anderen Revolutionen, vornehmlich die politischen und «kulturellen», fortschrittsfeindlich und rückständig, wenn nicht sogar konterrevolutionär sind, und jede Art von Protest kindisch und oberflächlich wirkt. Die Geschichte, die abendländische Mythologie — Jason, Prometheus, Ikarus, Daedalus —, die christliche Anthropologie mit Adam, dem Beherrscher der Erde (Bevölkert die Erde und macht sie euch untertan; herrscht über die Tiere), machen aus uns ein Volk der Eroberer, Weltenschöpfer und Techniker. Seit Jahrhunderten wagen wir es, die Himmel und die Abgründe, einschliesslich der der Menschen, mit unerschrockenem Blick zu durchforschen; seit Jahrhunderten wissen wir, dass «viel Weisheit, viel Kummer; mehr Wissen, mehr Leid» (Ekklesiastes 1, 18), und dass wir wie Faust, einer anderen vertrauten Gestalt, diesen Weg bewusst weitergehen. Die gegenwärtige Situation ist nicht neu, selbst wenn sie heute besonders spannungsgeladen ist. Wir sehen uns also ausserstande, in ein übrigens mythologisches Goldenes Zeitalter zurückzuverfallen. Die Rückkehr zur Scholle in der Art Gionos, die Schmähungen von Marcuse, die Harlekinaden von Godard erinnern mich unweigerlich an die gekünstelte und oberflächliche bäurische Einfachheit des Pétit Trianon. «Il pleut, il pleut, Bergère...» Diese Gemütsanwandlungen, diese Sehnsüchte, diese Verwünschungen sind nichts als die verschiedenen Erscheinungsformen einer Flucht nach vorne.

Nicht auf diese Weise wird der Mensch seine Seele retten, sondern dadurch, dass er diese technische Zivilisation bezwingt, die er selbst in jahrtausendelanger Anstrengung seines Geistes geschaffen hat, indem er sich weigerte, aufzugeben. «Was wir die Kraft der Dinge nennen», sagte der französische Philosoph Alain, «ist nichts weiter als die Schwäche der Seele.» In dieser «Kraft der Dinge» spielen die Maschine, die Massenmedien, die armselige Freizeit, die Technik, die Wissenschaft selbst, in dem Masse, in dem sie nur allzu lange bewusst «gewissenlos» war, eine erst-rangige Rolle und bedrohen sie unsere ethische Integrität und unser Innenleben. Aber diese Kräfte sind wie das Geld: ein schlechter Meister und ein guter Sklave. Wir können sie, wenn wir wollen, zu unseren Sklaven machen, anders ausgedrückt: sie ausnützen, um das Menschliche in uns zu bewahren und zu verherrlichen, und sie unterdrücken, wenn sie uns zu bewahren und zu verherrlichen, und sie unterdrücken, wenn sie uns zu mechanisieren drohen. Wir sagen ja zum Wagen, aber nicht zum mörderischen Wochenendausflug; manchmal ja zum Fernsehen, oft nein zum Fernsehen; ja zur Technik, nein zu den Technokraten. Und so weiter.

Ich glaube, es liegt in der Macht der Menschen abzuwägen und abzulehnen. Ich glaube sogar, dass sie es in vielen Fällen bereits tun. «Es scheint mir unmöglich», schrieb kürzlich Emma-

nuel Berl, einer der eigenwillig-unabhängigen Beobachter unserer Gesellschaft, «dass man es niemals überdrüssig werden wird, jedes Jahr die Schnelligkeit der Fahrzeuge zu erhöhen. Es scheint wahrscheinlich und sogar sicher, dass die Menschheit den Kurs wechseln wird sie hat es stets getan und kann eben nicht umhin, es nicht zu tun», sei es nur, weil Belgien in zehn Jahren 30 Wagen pro Quadratkilometer besitzen und sich im Schnecken tempo fortbewegen wird: wozu taugt fürderhin die Schnelligkeit? Dabei wäre das eine Situation, in der die «Kraft der Dinge» ihre Gesetzlichkeit aufzwingen würde.

Aber wird, bevor sich dieses unerbittliche Knäuel von Zwängen zusammenknötet, die menschliche Weisheit sich nicht aufbäumen und klar sagen, wie sehr sie die provinzielle Ruhe der sonntäglichen Grossstädte den Spannungen und Aufregungen des Wochenendes vorzieht? Ich für meinen Teil beobachte bereits die Vorzeichen dieses Umschwungs, die einzige Chance zu retten, was das Herz des Menschen noch an Qualität und inneren Werten besitzt.

Optimismus

Ein dritter und letzter Grund hält mich davon ab, den vorausschauenden Pessimismus einiger zu teilen: weil, wie ich bewiesen zu haben glaube, diese Gesellschaft nämlich in ihren Strukturen selbst, in ihrem Wesen und in den Mitteln, derer sie sich bedient, Reichtümer birgt, deren Genuss — und hierin liegt das absolut Neuartige — einer ständig wachsenden Zahl von Menschen geboten wird, zumindest in den atlantischen Ländern. Und diese Reichtümer sind an sich humanisierend. Verstehen wir darunter, dass sie den Menschen eine einmalige Gelegenheit geben, sich aus ihrer geistigen, vor allem jedoch physischen und materiellen Misere zu befreien.

Man wird mir sagen, dass sie sich im Augenblick kaum vermenschlichen. Zugegeben. Aber wo kommen sie her? Was waren sie noch vor kurzem? Was werden sie morgen sein, wenn sie — sollte es ihnen je gelingen! — ein höheres Stadium des Menschwerdungsprozesses erreicht haben?

Im Grunde scheint das, was mich vom heutigen Pessimismus trennt, das trübheitere Bild zu sein, das ich mir, illusionslos aber ohne Bitterkeit, zugleich skeptisch und voller Vertrauen, vom Menschen mache. Ich bin kein Anhänger von Rousseau, wie man gemerkt haben wird. Ich bin es nicht mehr seit der weit zurückliegenden Zeit (1939), wo ich meine «XVII Thesen des sozialistischen Humanismus» veröffentlicht habe. Doch bin ich deswegen noch keine Anhänger Machiavellis, das heisst nicht geneigt, mir ein verzweifelt-düsteres Bild vom Menschen zu machen. Um den Grundgedanken meiner Ueberlegung zu verorten; ich glaube an die tiefe, wesentliche, grundlegende Bedeutung des Dramas, das uns ganz zu Anfang der Genesis dargelegt wird: die Erbsünde. In ihrem Licht steht meine ganze Meditation über die Probleme unserer Zeit.

«Und Gott sprach: Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis.» Damit unterscheidet er ihn endgültig und radikal von den Tieren. Er macht ihn zu einer Person (nach seinem Bild), die mit Intelligenz, Willen, Stärke, Autonomie und Freiheit ausgestattet ist. Es ist der Mensch von Rousseau, der Unverbildete von Lévi Strauss. Dann tritt die Sünde auf, und mit ihr schleicht sich die Bestialität der Welt, das ganze Böse in das Herz des Menschen. Des-

wegen sind wir die Kinder von Kain, dem «Erbauer von Städten», und von Tubalkain, dem «Vorfahren aller Schmiede», die Produkte einer stadtbeherrschten und industriellen Zivilisation. Als solche tragen wir das Kainsmal und rächen wir uns siebenmal. Der Mensch Machiavellis! Muss man ihn deswegen einem als unabänderlich erklärten Elend überlassen? Aber nein: «dieser gefallene Engel, der des Himmels gedenkt», muss gerettet werden, hat das Recht, sei es nur auf Grund seiner besonderen Herkunft, so behandelt zu werden, als sei er bereits eine Person, selbst wenn er nicht die geringste Aussicht hat, je eine zu werden, das Recht, sein Glück zu versuchen, sich vorzutasten, um für eine wahrscheinlich kurz bemessene Zeit etwas Licht zu erkämpfen, einen Lichtschein, so schwach und unstet wie er selbst. Das ist mein Bild vom Menschen und von den zwischenmenschlichen Beziehungen in dem Abenteuer und der Gesellschaft von morgen. Aus diesem Grunde beunruhigen mich das Auto, die kollektiven Kommunikationsmittel, die derzeitige Freizeitgestaltung, die Promiskuität des Stadtlebens, die Armseligkeit der demokratischen Systeme, die mangelnde Dynamik der gewerkschaftlichen Aktion und die Uebel der Konsumgesellschaft zwar sehr, doch ohne mich verzweifeln zu lassen. Um nämlich zu verzweifeln, muss man viel gehofft haben. Jene, die heute den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft am heftigsten bedauern, sind von einer zu optimistischen Vorstellung vom Menschen ausgegangen. Daher sind sie im Augenblick pessimistisch, obgleich sie bereit sind, wieder blindes Vertrauen zu den Aussichten des Jahres 2000 zu fassen, wenn die Studenten, das «Proletariat», der permanente und allgemeine Protest — o hehre Illusion! — «die lebendigen Kräfte der Nation» an die Macht gebracht haben werden. Sie sehen nicht, sie wollen nicht sehen, dass, wie es eines Tages der belgische Gewerkschaftsführer André Renard formuliert hat, der Mensch ein heimtückisches Biest ist, und ich möchte hinzufügen: ein bedauernswertes Viech.

Aber jenen, die von dieser de-facto-Feststellung ausgehend behaupten, dies sei ein Grund, um ihn jegliche Freiheit zu nehmen, selbst und vor allem die zu irren, jenen, die diesen Zustand als Vorwand benutzen, um den Menschen endgültig irgendwelchen mächtigen und allwissenden Zentralkomitees, irgendwelchen unfehlbaren Technikern auszuliefern, damit er seine Freizeit besser ausnütze, bessere zwischenmenschliche Beziehungen anknüpfe und, getreu dem Vorbild ihrer Führungskräfte, immer mehr in eine vollkommene Gesellschaft integriert werde, jenen möchte ich antworten, dass diese Handlung bedeutet, dem Menschen jede Chance, eine Person zu werden, zu verweigern und dass selbst die Tatsache, dass er seine Freizeit «schlecht ausnützt», kein Grund ist, ihn für ewige Zeiten zum unmündigen Kind zu stempeln. Deshalb verwerfe ich sie.

Das Schlimme an diesem tragischen Dilemma ist, dass ein zu optimistisches Bild vom Menschen und von der Gesellschaft unweigerlich zu einer menschenunwürdigen Behandlung des Menschen führt. Beweise dafür sind Robespierre und Lenin. Die Schmähungen Marcuses lassen sich damit erklären, dass der Prophet der Auflehnung zuviel vom Menschen erwartete. Die Philosophie von Breschnew ist ihrerseits von echtestem Optimismus geprägt: deshalb hat der Prager Frühling ihn so masslos enttäuscht. ■